

be« rückblickend als der Versuch gewertet werden kann, das eigene Erbe in in neuer Form zeitgemäß zur Geltung zu bringen.

Klassens Erzählungen zur Geschichte der letzten 200 Jahre verdeutlicht auch dies: Die mennonitische Tradition hat gerade in der Moderne ein enormes Defizit an theologischer Reflexion. Ohne theologische Durchdringung der genannten Widersprüche läßt sich Mennonitsein heute kaum noch vertreten. Sie allein könnte aus der falschen Alternative »Bewahrung« oder »Aufgabe« der eigenen Tradition herausführen, indem sie zeigt, wie das eigene konfessionelle Erbe in gewandelter, neuer Gestalt für gegenwärtiges mennonitisches Glauben und Leben von Bedeutung sein kann.

Klassen hat den Mennoniten mit der Arbeit an diesem Buch, in dem er seine Anfragen an die mennonitische Tradition wohl auch für sich selbst niederschrieb, einen wichtigen Dienst geleistet. Er trägt allerdings an einigen Stellen dazu bei, der unangemessenen Redeweise von der »Aufgabe der Wehrlosigkeit« Vorschub zu leisten. Auch wäre zu wünschen gewesen, daß die knappe »Kleine Geschichte der Privilegien zur Befreiung vom Wehrdienst« (S. 265–272) ausführlicher und genauer wäre und dem interessierten Leser Hinweise zur weiteren Lektüre böte. Was Paraguay betrifft, erstaunt es, daß noch immer ein Gesetz von 1921 Geltung hat, das den Mennoniten ein Privileg verleiht. Meines Wissens ist Ende des 20. Jahrhunderts eine neue Verfassung in Kraft getreten, die das Grundrecht der Kriegsdienstverweigerung enthält, was von Mennoniten, die in die Beratung einbezogen waren, auch befürwortet worden ist. Ein Mennonitenprivileg wäre dann eigentlich überflüssig. Wenn die Verfassung zudem eine demokratische ist, die eine Bevorzugung oder Diskriminierung aufgrund von Herkunft und Religionszugehörigkeit ausschließt, wäre ein weiter bestehendes Privileg damit unvereinbar. Es wäre wünschenswert, darüber in einer Neuauflage Genaueres zu erfahren.

Christoph Wiebe

Ulla Lachauer, Ritas Leute Eine deutsch-russische Familiengeschichte,
Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt 2002, 432 S., Ln.

Der Titel des Buches drückt auf den ersten Blick eine gewisse Distanz der Autorin zu ihrem Thema aus. Andererseits eröffnet sich damit ein Erzählraum, der mehr als das ausschließlich Familiäre umfaßt. Im Verlauf der Darstellung wird er ausgeleuchtet und abgeschritten. Natürlich sind mit den »Leuten« in erster Linie die Verwandten von Rita gemeint: Kinder, Ge-

schwister, Großeltern ... Sie werden hier in ihren jeweiligen biographischen Verästelungen und Überschneidungen erfaßt, die sich im Verlauf von fünf Generationen über Länder und Kontinente sich erstreckender Wanderschaft ergeben hatten.

Aus Marienau in Westpreußen zog im Jahre 1869 der sechszehnjährige Peter Wiens mit Eltern und Geschwistern in die mennonitische Wolgasiedlung »Am Trakt«. 55 Jahre später wanderte von dort ein junger Bauer, Johann Pauls, mit Frau und Kind nach Saskatchewan in Kanada aus. Dessen jüngerer Bruder Heinrich, verbannt in die kasachische Steppe, heiratete 1938 Maria Janzen, eine Enkelin des westpreußischen Urahnen. Ihr ältester Sohn, Heinrich Pauls, nahm 1965 eine Russin aus Westsibirien zur Frau, Anastasia Kirilowa. Sie wurden Ritas Eltern.

Ab 1989 reiste die gesamte, von der Großmutter Maria Pauls abstammende Familie als Umsiedler nach Deutschland aus, am Oberrhein fanden sie eine neue Heimat. Von dort aus wird die Familiengeschichte erzählt und erforscht.

Dies betreibt die Historikerin Ulla Lachauer, eine Journalistin, die bereits einige Jahre zuvor Dokumentationen ähnlicher Art erstellt hatte (Die Brücke von Tilsit, 1994; Paradiesstraße, 1997; Ostpreußische Lebensläufe, 1998; alle drei bei Rowohlt erschienen).

Auch aus der Geschichte der Familie Pauls geht ein Buch hervor; mit einem noch höheren Anspruch an Vollständigkeit und historische Genauigkeit stellt es sich insgesamt als Spurensuche dar. Dabei ergibt sich ein mehrere Kulturen übergreifendes Familienbild, in welchem jeder Einzelne seine besondere Art, seine eigene Würde besitzt.

Dem Mennonitischen kommt bei diesen Nachforschungen eine besondere Bedeutung zu. Innerhalb der Familiengeschichte ist es, teilweise bis in die Gegenwart hinein, als Religion und Kultur von einer Generation zur anderen weitergegeben worden, es hat ihren Frömmigkeitsstil, ihre Traditionen geprägt und vor allem eine Liebe füreinander gefördert, die sich vor Gott verantwortlich weiß. So wird auch die Bedeutung der Gemeinde verständlich, einer Gemeinde, die noch nach ihrer Zerschlagung dort weiterlebt, wo im kleinsten Familienkreise gesungen, gebetet und aus der Bibel vorgelesen wird. Dieses Gemeindebewußtsein ist vor allem bei den älteren Menschen der Familie noch lebendig geblieben: Helene Fröse, Ritas Urgroßmutter, 1931 mit ihrer Familie nach Karaganda verbannt, gab dort an ihre Kinder, und Enkel ihre Glaubensüberzeugung auch als Bildungsgut weiter. In Deutschland wurden ihre Tochter Maria Pauls und deren Tochter Leni Töws zu Hüterinnen des Erbes. Die Frage, wie es damit in der nächsten Genera-

tion weiter gehen soll, wird kaum erörtert. Man ist betrübt, daß Enkel und Urenkel der Gemeinde fremd bleiben, stellt dieses aber Gott anheim.

Das ist die Großfamilie, in welche Ulla Lachauer durch Rita Pauls hineingerät. Die Journalistin nimmt zunächst nur zögernd Anteil, später auch fragend, miterlebend und schließlich, als »Geschichtsschreiberin« und »Ritas Freundin«, fast dazugehörig. Rita hat auf Ulla Lachauer von Anfang an faszinierend gewirkt, sie, die Sängerin, impulsiv, temperamentvoll, inmitten einer Clique anderer junger Menschen aus Rußland, die in der Bundesrepublik privat und beruflich ihr Glück machen wollen – gerade sie hatte die um 21 Jahre Ältere zu ihren »Leuten« mit nach Hause genommen, an den sonntäglichen Kaffeetisch, wo alle im familiären Gespräch beieinander saßen.

Es bleibt nicht bei diesem einen Besuch, auch ohne Rita ist »Ulla« willkommen. Ganz allmählich hört sie sich ein, gewinnt Vertrauen und weiß auf einmal, was sie tun muß: Diesen Menschen will sie ihre Familiengeschichte, die in einem zunehmend gleichförmiger werdenden Alltag nur noch gelegentlich beim Erzählen einzelner Episoden erwähnt wird, nahebringen. Mit Ritas Unterstützung wird die Familie Pauls schließlich für die Sache gewonnen, vielleicht tut man damit ja auch den Landsleuten einen Liebesdienst.

Acht Personen beginnen über die Geschichte ihres Lebens nachzudenken, Erinnerungsstücke hervorzuholen und von den guten und bösen Zeiten der Familie zu erzählen, wobei sie sich den Rätseln und Schmerzen der Vergangenheit ganz bewußt noch einmal aussetzen. Ulla Lachauer aber macht sich mit Rita auf zu den Stätten des früheren Lebens dieser Familie. Sechs Reisen werden es: Per Flugzeug und Eisenbahn geht es zweimal nach Karaganda, später in die ehemaligen deutschen Dörfer im Wolgagebiet, dann nach Manitoba in Kanada, zwischendurch in ein westsibirisches Dorf und schließlich, diesmal zusammen mit Ritas Vater Heinrich Pauls, zurück zu den Ursprüngen nach Danzig und Westpreußen. Überall hat die Zeit die Spuren verweht, oft getilgt, aber Anhaltspunkte gibt es noch allerorts, ob es die gut erhaltene »Deutsche Straße« in Saratow oder die »Wüstung« Lysanderhöf, heute Kalinino, ist, Heimatort von Maria Pauls. Hier entdecken die Reisenden Reste von mennonitischen Ziegelhäusern. In Arkadak, der Nachbarkolonie, wo Ritas Großvater Heinrich Pauls aufwuchs, steht noch das mennonitische Bethaus, 1930 zu einem Dorfclub umgestaltet. Gelegentlich trifft man auf Menschen, die noch etwas von früher erzählen können: von den solide gebauten Häusern und Brunnen, den gepflegten Gärten, den prachtvollen Pferden – aber von den Menschen, die dazugehörten, wissen sie nichts mehr.

In Maidukuk, jenem Stadtteil von Karaganda, wo die Familie Pauls während der 70er und der 80er Jahre an verschiedenen Stellen wohnte, gibt es noch weniger Fixpunkte für die Erinnerung; einzig die Schule »arbeitet« – wie lange noch? Aber nur hier und beim Wiedersehen mit einer Schulfreundin spürt Rita die Nähe und Vertrautheit, die sie sich von der Reise in die Vergangenheit erträumt hatte. Die Geschichte holt sie ein, als die beiden Frauen in den Gebietsarchiven von Saratow und Engels die Gründungsakten der mennonitischen Kolonie »Am Trakt« sowie die parteiinternen und die heimatkundlichen Berichte einsehen, die seinerzeit über die Vermögensverhältnisse und die gesellschaftlichen Aktivitäten der mennonitischen Dorfbewohner abgefaßt worden waren. Einige Feststellungen sind stereotyp: »Analphabeten keine«; »Die Bevölkerung ist durchweg religiös, von Aberglauben ist wenig zu merken«; »Die Bewohner haben sich an keinerlei Revolutionsbewegung beteiligt«.

Am tiefsten ist Rita von der erst kürzlich aufgefundenen Akte ihres Großvaters Heinrich Pauls betroffen. Im November 1941 verhaftet, verurteilt »wegen Beherbergung eines deutschen Kriegsgefangenen«, gestorben am 17. August 1942 ... Das Rätsel seines Verschwindens und Sterbens ist somit gelöst, aber sein Grab ist nicht zu finden. Auch den Spuren von Abram Pauls, einem der Brüder von Heinrich, gehen die beiden Frauen nach. Eine Akte im KGB-Bezirk gibt Auskunft: »Erschossen wegen antisowjetischer Propaganda und Mitgliedschaft in einer baptistisch-mennonitischen Gemeinde ...« Beide Todesfälle ereigneten sich in Dolinka, eine knappe Autostunde von dem Ort entfernt, wo Rita nach ihren eigenen Worten »eine glückliche Kindheit verbracht hat« ... Auch auf dieser zweiten Reise nach Karaganda läßt Ulla Lachauer ihre Freundin nicht allein, ebensowenig wie bei der Reise nach Manitoba, Kanada, wo Nachkommen des 1925 ausgewanderten Johann Pauls leben. In einem Ferienpark sind zahlreiche Verwandte zusammengekommen, um mit persönlichen Erinnerungen, mit Briefen und Photos dieser »Cousine« aus Rußland Auskunft zu geben über die Schicksale ihrer Familien. Sie sind mennonitisch geblieben, aber keine Bauern mehr, unter den veränderten wirtschaftlichen Umständen müssen sie sich auf jeweils eigene Weise durchschlagen. Die gemeinsame Familientradition, vor allem im religiösen Bereich, ist aber noch so stark, der Umgangston so verwandtschaftlich herzlich, daß sich Rita ohne weiteres mit einbezogen fühlt.

Ganz anders trifft Rita die Lebenswelt ihrer Großmutter mütterlicherseits in dem westsibirischen Dorf Kokschenewo an, wo sie auf eine ihr bis dahin unbekannte Weise mit der Kindheit ihrer Mutter und dem Tode des Großvaters konfrontiert wird. Hier stoßen Ritas Erinnerungen mit der nun Stück um

Stück enthüllten Realität der vergangenen Lebenswelt dieser Menschen zusammen. Jetzt erst erfährt sie, was die erzwungene Kollektivierung, der Krieg und die schließliche Verödung des Dorfes für ihre Verwandten bedeutet haben.

Ulla Lachauer, die Freundin, versteht Ritas Beklemmung, die auch im Umgang mit den gastfreundlichen Tanten und der den gegenwärtigen Lebensumständen geheimnisvoll enthobenen Großmutter nicht weichen will. Sie jedoch, kaum weniger betroffen als Rita, beginnt die Zusammenhänge zu begreifen zwischen den Einbrüchen anonymer geschichtlicher Mächte und der Selbstbehauptung des Einzelnen, die nur noch in der Familie gelingen kann, wo Schutz gewährt und die persönliche Würde nicht in Frage gestellt wird. Gerade unter den Rußlanddeutschen, die, oft versprengt in kleine Gruppen, die Geschichte und Kultur ihres deutschen Gastlandes nicht verstehen, hat die Familiengemeinschaft das Erbe der früheren Kirchengemeinde, auch das der Dorfgemeinschaft angetreten. Am Beispiel von Rita, die sich mehr und mehr als Deutsche fühlt, erkennt die Historikerin bereits die beginnende Auflösung der alten Familienkultur, was vor allem durch die Anpassung der jungen Leute an allgemeine Gesplogenheiten begünstigt wird. Die Zeit wird also knapp, auch für Ullas persönliche Spurensuche in Karaganda, wo sie schließlich noch die Überreste des Lagers findet, in welchem ihr Schwiegervater fast fünf Jahre als Kriegsgefangener zubrachte. Hier wie an den Plätzen, die sie mit Rita zur Erforschung von deren Familiengeschichte aufsucht, erkennt und benennt sie das Vergangene im Gegenwärtigen. Eigene Empfindungen verarbeitet die aufmerksame ZuhörerIn mit dem, was ihr unterwegs widerfährt, vorurteilslos zu Lebensbildern von hoher Dichte und Prägnanz. Solide historische Kenntnisse heben diese Schilderungen über das subjektiv Erlebte hinaus.

Die Journalistin Ulla Lachauer wird hier tatsächlich zur »Geschichtsschreiberin«, und zwar auf eine sehr eigenwillige Weise. Sie verfaßt höchst subjektive Reiseberichte, entwirft Charaktere aus Gesprächen und schildert vergangene Begebenheiten wie soeben erlebt. Alles jedoch wird an den Gegebenheiten vor Ort und an deren Anspruch gemessen, zu verstehen und zu erkennen. So kommt sie den Geschehnissen auf den Grund und wird gleichzeitig ihrer Aufgabe gerecht. Es ist eine beeindruckende, eine glaubhafte Arbeit dabei entstanden.

Der Aufbau des Buches ist, den 17 Kapiteln zufolge, insofern historisch, als er dem Ablauf der Spurensuche folgt. Wie sorgfältig diese Familiengeschichte gemacht ist, erweist sich auch an der akribisch genauen, dem Text beigefügten, für die Leser sehr hilfreichen Stammtafel. Das Glossar am

Schluß des Buches ist, ebenso wie die Zeittafel, in Gemeinschaftsarbeit mit namhaften Historikern entstanden, also zuverlässig.

Auch für die rußlandmennonitische Geschichtsforschung dürfte dieses Buch interessant sein, schon deshalb, weil die Namen der längst verfallenen mennonitischen Siedlungen durch die unvoreingenommenen Reiseberichte der Autorin gleichsam neu buchstabiert werden. Die verständnisvolle Schilderung der an die damaligen Lebensverhältnisse angepaßten zweiten Generation der Verbannten wird man ebenfalls ernst nehmen müssen, vor allem aber die Erwähnung der bisher noch unausgewerteten Eintragungen in Akten des KGB.

Es ist ein sehr menschliches Buch geworden, das man gern zum zweiten Mal liest, um genauer zu verstehen und vorurteilsfreier zu lieben. Es ist, und darüber könnte man miteinander reden, in zweifacher Hinsicht eine Familiengeschichte.

Julia Hildebrandt

Fernando Enns, Friedenskirche in der Ökumene. Mennonitische Wurzeln einer Ethik der Gewaltfreiheit (Kirche – Konfession – Religion, Bd. 46), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2003, 364 S., Hardcover

Haben sich Mennoniten ihrer Identität in vergangenen Generationen vornehmlich durch Besinnung auf ihre Geschichte und ihre konfessionellen Anfänge im Täufertum des 16. Jahrhunderts vergewissert, so zeichnet sich seit einigen Jahrzehnten ein Wechsel zur Theologie ab. Nun wird im Medium theologischer Reflexion danach gefragt, was mennonitisch ist. Begegnungen im Rahmen der Ökumene haben dazu zweifellos beigetragen. Die eigene Frage nach der konfessionellen Identität wie auch die von außen kommende Frage nach der mennonitischen Stimme im ökumenischen Dialog lassen sich nicht allein im Rückgriff auf die Geschichte beantworten. Und so sind im Mennonitentum der Gegenwart, das noch immer stolz darauf ist, eine Kirche der Laien zu sein, längst die einst diffamierten »Gelehrten«, die Theologen, rehabilitiert. Ja, sie gelten mitunter sogar als diejenigen, von denen man sich Antwort und Wegweisung erhofft, wenn es darum geht, gegenüber einer einerseits zunehmend säkularen und andererseits ökumenisch aufgeschlossenen Welt die konfessionelle Eigenart zu formulieren und für die Zukunft fruchtbar zu machen.

Daß Fernando Enns zu dieser Gruppe der theologisch Gebildeten gehört, wird auf jeder Seite seines Buches deutlich, man merkt es an der Sprache